



Aufgewachsen ist J.D. Miles mit Momo, den Brüdern Löwenherz und Ronja Räubertochter. Ihre Kindheit verbrachte sie entweder in Fantasien oder streunte durch die Natur, wo sie – sehr zum Leidwesen ihrer Mutter – jedes tierische Findelkind mit nach Hause brachte.

In ihren Zwanzigern begann sie halbherzig ein Soziologiestudium, arbeitete währenddessen aber mit Begeisterung fürs Theater und Fernsehen.

J.D. hat eine Schwäche für Fastfood und Tanzen, schreibt ihre Geschichten am liebsten barfuß und liebt fast ihr ganzes Leben schon denselben Mann, mit dem sie zum Glück verheiratet ist.



Follow me on Instagram at [j.d._miles](#)

Für Thâlon.
The defender of my universe.



THE EVER TALE1

Der letzte Torwächter

J.D. Miles



© 2024 J. D. Miles

Lektorat von: Lee Summers

Coverdesign von: J.D. Miles

Covergrafik von: Canva.com; 'gold light effect' by Jrprrr; 'Lens Flare Illustration' by Guto Reiiz; kigenerated; 'border line' by Angela Apostol's; 'Gold Glitter' by Maryna Stryzhak; 'Buildable Monoline Gold Art Deco Corner Border' by Trendify; 'Luxury Golden frame ornament, luxury vintage ornament' by Maryam Hamila

Verlagslabel: JKBooks

ISBN

Paperback 978-3-384-11938-4

Hardcover 978-3-384-11939-1

E-Book 978-3-384-11940-7

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926

Ahrensburg, Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.



Bisher erschienen
und
überall erhältlich
wo es Bücher gibt:

THE EVER TALE 1
Der letzte Torwächter



THE EVER TALE 2
Eine lange Reise



THE EVER TALE 3
Der große Kampf



Wenn du kannst, entscheide dich immer für das Gute.
Böses gibt es bereits genug.

Nanura.

Prolog

Sengend heißer Schmerz durchfuhr Ashjou und wütend heulte er auf, denn er schaffte es nicht, den Peitschenhieben auszuweichen, die auf ihn zu-schnellten. Die Narwen waren eher gekommen, als er befürchtet hatte. Im schummrigen Licht der Höhle konnte Ashjou nur ihre schemenhaften Umrisse ausmachen, so dass er nicht genau sagen konnte, wie viele der Kreaturen ihn umringten. Aber er hörte ihr ausgehungertes Geifern und wusste, dass heute sein Ende gekommen war.

Mit einem Mal wurde Ashjou ganz ruhig. Er hatte gewusst, dass es eines Tages so kommen würde und hatte vor langer Zeit seinen Frieden damit gemacht. Noch hielt das bisschen Magie, das an ihm haftete, die Narwen davon ab, ihren Auftrag zu erfüllen.

Er ahnte, dass er sich beeilen musste.

Wieder verbissen sich die ledernen Schnüre einer Peitsche in seine Haut. Ashjou jedoch achtete nicht mehr darauf und drehte sich langsam um. Sein Blick fiel auf das Tor vor ihm, das er sein ganzes Leben lang geschützt hatte. Kaum hörbar, begann er die vertraute Formel aufzusagen.

Die Narwen rissen brüllend an ihm, um ihn an seinem Vorhaben zu hindern, doch die steinernen Finger, die von Decke und Boden der Höhle wuchsen und sich in der Mitte trafen, begannen sich bereits knirschend auseinander zu bewegen.

Andächtig stand Ashjou da und blickte ins Oval, das nun sichtbar wurde. Das fluoreszierende Licht

im Inneren des Tors verstärkte sich immer mehr, bis es ihn schließlich blendete. Mit einem heiseren Aufschrei zerrte sich Ashjou das lederne Band mit dem Stein vom Hals und schleuderte beides ins Zentrum des Tors. In einem grellen Blitz wurde die Energie des Steins freigesetzt und gelangte auf die andere Seite, die für Ashjou dagegen unerreichbar blieb.

Das helle Licht erstarb plötzlich und ließ die Höhle noch dunkler zurück. Ein wutentbranntes Kreischen erfüllte die Luft, denn die Narwen gewahrten in diesem Moment, dass das Tor nun für alle Zeit verschlossen war.

Ashjous Beine gaben unter ihm nach und erschöpft ging er in die Knie, während die unzähligen Schnüre der Peitschen weiter an ihm zerrten. Die Magie, die ihn zuvor beschützt hatte, war verschwunden. Anstelle der immerwährenden Hoffnung, die ihn, seit er denken konnte, begleitet hatte, fühlte er nun kühlen Frieden.

Als einer der Narwen heiser brüllend auf ihn zu-stürmte, die schwarze Peitsche todbringend über seinem Kopf schwingend, schloss Ashjou die Augen und lächelte.

Er hatte seine Aufgabe erfüllt.

»»Na, wie war es?«, fragte seine Mutter, die ihn von der Praxis abholte.

Joshua stieg hinten ins Auto ein, dessen wohlige Wärme ihm einen Schauer über den Rücken jagte. Er schnallte sich an und wünschte sich dabei, endlich dreizehn zu werden, damit er vorne sitzen konnte. »Ganz gut«, nuschelte er, wobei er sich bemühte, seiner Mutter nicht ins Gesicht zu blicken. Sie wusste immer genau, wann er log.

Doch Susan Freeman konzentrierte sich bereits wieder auf den Verkehr. Durch den vielen Regen geriet die Fahrt immer wieder ins Stocken, und sie kamen nur sehr langsam voran.

»Was gibt's zu essen?«, fragte Joshua, der allmählich Hunger bekam. Er war gleich von der Schule zur psychiatrischen Praxis von Doktor Hudson gegangen und da der Klassenfiesling Garry Randall ihm heute Morgen mal wieder sein Pausenbrot geklaut hatte, hatte er noch nichts gegessen.

»Es tut mir leid, Spatz, ich hatte noch keine Zeit etwas einzukaufen«, antwortete seine Mutter und sah ihn entschuldigend im Rückspiegel an. »Wie wäre es, wenn wir uns etwas von Wendy's holen?«

»Yeah!«, rief Joshua. Er liebte Hamburger, ganz besonders Cheeseburger. Die knisternde Verpackung, die weichen Brötchen, der zerlaufene Käse, die lauwarmen Pommes, all das gehörte zu seinem Alltag, seit sich seine Eltern getrennt hatten.

Wenig später saßen sie im Fastfood Restaurant. Joshua biss herzhaft in seinen Burger hinein, während seine Mutter lustlos in ihrem Salat herumstocherte. Die Neonbeleuchtung brachte die dunklen Schatten unter ihren Augen zum Vorschein und Joshua stellte fest, dass sie stark abgenommen hatte.

»Manchmal bist du deinem Dad wie aus dem Gesicht geschnitten«, bemerkte sie und riss Joshua aus seinen Gedanken. »Dein Haar und deine Augen haben das gleiche Braun und auch das Grübchen am Kinn hast du von ihm geerbt. Eines Tages wird aus dir ein gutaussehender, junger Mann werden.«

Joshua blickte verlegen auf den hellen Resopaltisch, dessen Oberfläche völlig zerkratzt war.

»Darf ich dich etwas fragen?« Sie betrachtete ihn über den Tisch hinweg.

Er nickte stumm.

»Was genau sind das für Wesen, die du siehst?«

Joshuas Kopf zuckte hoch und er sah seine Mutter erstaunt an. Bisher war dieses Thema immer Auslöser für einen Streit zwischen ihnen gewesen und nach einer Weile hatte er es aufgegeben ihr etwas erklären zu wollen. »Willst du das wirklich wissen? Und du wirst mich auch nicht anschreien?«, hakte er misstrauisch nach.

»Versprochen«, antwortete sie und kreuzte zum Beweis die Finger.

Joshua holte tief Luft, während ihm klar wurde, dass seine Mutter ihm möglicherweise glauben würde, wenn sie erst einmal alles wusste. Dass er dann vielleicht nie mehr zu Doktor Hudson in die Praxis musste. »Es hat angefangen, als Kate krank

wurde«, begann er hastig zu erzählen und vergaß den Cheeseburger, den er nach wie vor in der Hand hielt. »An dem Nachmittag ging es ihr von der Chemotherapie sehr schlecht. Sie hat viel geweint und du bist rausgelaufen, um einen Arzt zu suchen.«

Joshua erinnerte sich wieder an den Tag, der genauso grau und trostlos gewesen war, wie der, den er heute erlebt hatte. Er sah sich selbst am Krankenbett seiner neunjährigen Schwester sitzen, nicht wissend, was er ihr sagen oder wie er sie trösten sollte. Er hatte still dagesessen und inbrünstig gehofft, dass ein Wunder geschehen und es ihr bald wieder bessergehen würde, als plötzlich ein kleiner grüner Wicht auf der Bettdecke erschienen war. Joshua dachte schon, er hätte sich das eingebildet, da fing das Männchen an zu sprechen. »Hey, du da! Weißt du, wo es hier etwas zu essen gibt?«

»Keine Ahnung«, antwortete Joshua perplex.

Der kleine Kerl war keine fünf Zentimeter groß und war von Kopf bis Fuß so grün, wie der Frosch, den er und Kate letzten Sommer in den Ferien gefangen hatten. Das Männchen hatte kurze, borstige Haare auf dem Kopf und stechend violette Augen. Das Komische an ihm war, dass er uralt und gleichzeitig wie ein Kind aussah.

»Mit wem redest du denn da?«, fragte Kate und sah sich um.

»Siehst du ihn nicht?«

»Nein, wen denn?«

»Na, das kleine grüne Männchen da«, sagte Joshua und zeigte auf den Gnom.

»Hey, ich bin nicht klein!«, protestierte dieser lautstark, während er seine dünnen Ärmchen drohend in die Luft reckte.

»Verzeihung«, murmelte Joshua.

»Ich sehe aber nichts«, sagte Kate. Ängstlich starrte sie auf ihre Bettdecke. »Ist das wieder so ein doofer Streich von dir?«

Joshua blickte sie sprachlos an. Klar und deutlich konnte er das grüne Männchen sehen, das nach wie vor auf kurzen Beinen auf der Bettdecke stand und ihn zornig anfunkelte. »Bevor ich es Kate erklären konnte, bist du wieder zurückgekommen«, beendete Joshua seine Erzählung. »Ein Arzt folgte dir und ich musste rausgehen, damit er Kate untersuchen konnte. Draußen im Flur habe ich gehört, wie sie immer wieder gefragt hat, ob ihr ein kleines grünes Männchen sehen könnt.«

»Ich erinnere mich«, sagte seine Mutter traurig lächelnd. »Wir glaubten, dass es eine Nebenwirkung von den starken Medikamenten sei. Halluzinationen oder etwas in der Art. Natürlich sind wir nicht darauf gekommen, dass du damit etwas zu tun haben könntest.«

Joshua biss sich auf die Zunge. Beinahe hätte er erwidert, dass sie ihn damals die meiste Zeit eh nicht bemerkt hatten. Kates Leukämie war es gewesen, über die sie sich Tag und Nacht unterhalten hatten. »Danach kamen immer mehr Geschöpfe dazu«, erzählte er weiter. »Feen und Wirdos, das sind geflügelte Wesen, Kobolde, Wichte und viele andere. Ich kann sie sehen und sie sehen mich. Manche verstehe ich, andere sprechen Sprachen, die ich

noch nie gehört habe. Die meiste Zeit versuche ich einfach nicht hinzusehen. Dann werden sie wütend und schimpfen, aber ich habe mich daran gewöhnt. Irgendwann lassen sie mich in Ruhe. Nur Élodie, die Wunschfee, ist ganz nett zu mir. Sie weiß viele Dinge über Kinder. Sie hat mir auch etwas über Doktor Hudsons Tochter Alice erzählt. Doktor Hudson fand das aber nicht so toll.« Joshua verstummte abrupt und ritzte mit seinem Daumennagel die Kerben auf dem Tisch nach. Er traute sich nicht, seiner Mutter ins Gesicht zu sehen. »Glaubst du mir?«, fragte er leise.

»Ich weiß es nicht, Josh, ich weiß es einfach nicht«, antwortete sie zögernd.

Joshua drückte seinen Daumennagel so stark in die Kerbe, bis es wehtat und sich seine Augen mit Tränen füllten. Wenn seine eigene Mutter ihm schon nicht glaubte, wer sollte es sonst tun?

»Das hört sich alles so ungewöhnlich an, ich kann mir das nicht vorstellen«, sagte sie unsicher. »Vielleicht siehst du diese Wesen ja wirklich, vielleicht ist es deine Art mit den Dingen umzugehen. Ich weiß es nicht. Ich würde dir so gerne glauben.«

»Dann tu es doch einfach!«, schrie Joshua und konnte seine Tränen nicht länger zurückhalten. »Ich sage die Wahrheit!«

Noch bevor seine Mutter ihm antworten konnte, rannte er hinaus. Er wollte einfach nur weg. Weit weg, wo ihn niemand mehr komisch ansah und dachte, er sei verrückt geworden.

»Joshua, bist du da?« Susan war schließlich nach Hause gefahren. Sie stand am Ende der Treppe, die vom Wohnzimmer in die erste Etage führte, und sah nach oben. Über eine Stunde war sie in der Gegend herumgefahren, in der Hoffnung ihren Sohn zu finden. Sie machte sich Sorgen und schimpfte im Stillen mit sich, dass sie alles falsch angegangen war. Seit der Trennung von ihrem Mann hatte sie oft das Gefühl zu versagen. Wieso konnte sie Joshua nicht einfach glauben, was er ihr seit Monaten erzählte? Vielleicht lag es am Stress, daran, dass sie sich in ihre neue Arbeit als Rechtsanwaltsgehilfin einfinden und mit dem Gedanken vertraut machen musste, nun eine alleinerziehende Mutter zu sein. Vielleicht lag es aber auch an ihrer Wut und der Trauer über den Tod ihrer Tochter, die wie ein spitzer Stachel in ihrer Brust saßen und sie jeden Tag aufs Neue daran erinnerten, was in ihrem Leben alles fehlte.

Inzwischen war Susan die Treppe hinaufgestiegen und stand nun im kleinen Badezimmer, in dem Joshua seine nassen Kleider hinterlassen hatte.

»Joshua, wie oft muss ich dir noch sagen, dass deine Sachen auf dem Boden nichts zu suchen haben?«, rief sie jetzt ungehalten. »Noch so eine Sache, die du von deinem Vater geerbt hast«, murmelte sie vor sich hin und bückte sich seufzend, um die Kleidungsstücke in die Waschmaschine zu stopfen. Dennoch war sie froh darüber, dass Joshua allem Anschein nach wohlbehalten zu Hause

angekommen war. Noch vor einem Jahr wäre sie in sein Zimmer gegangen, hätte ihm zuerst eine Strafpredigt gehalten und dann anschließend eine heiße Tasse Kakao gemacht. Gemeinsam mit Kate hätten sie an so einem grauen Tag wie heute in Joshuas Bett gesessen und sich gegenseitig Geschichten erzählt. Der Gedanke an diese Zeremonie versetzte Susan einen schmerzhaften Stich. Sie öffnete die Tür zu Joshuas Zimmer nur einen Spalt breit, vergewisserte sich, dass er im Bett lag und zog die Tür leise wieder zu. Dann ging sie nach unten, bereitete sich eine Tasse Kaffee zu, setzte sich an den Küchentisch, an dem immer noch vier Stühle standen, und brach in Tränen aus.

Joshua lag in seinem Bett, die Augen in der Dunkelheit weit aufgerissen und versuchte, das leise Weinen seiner Mutter zu überhören, das aus der Küche zu ihm nach oben drang. Er war sauer auf sie, weil sie nicht zu ihm hereingekommen war und sich entschuldigt hatte. Verzweifelt drehte er sich auf die Seite und starrte die Wand an. Obwohl er unter der Bettdecke lag, war ihm immer noch kalt. Seine Zähne schlugen heftig aufeinander und klapperten laut. Angestrengt kniff Joshua die Augen zusammen. Er hatte von diesem Tag die Nase voll, alles war schiefgelaufen. Bevor er in den Schlaf hinüberglitt, hoffte er inständig, dass er endlich jemand fand, der ihm glaubte.

Jemanden, der nicht bezweifelte, dass er die Wahrheit sagte.

»**A**ufstehen, du kommst sonst zu spät zur Schule!« Susan zog die Jalousien in Joshuas Zimmer hoch und ließ die ersten zaghaften Sonnenstrahlen des Tages herein. Nach dem vielen Regen der vergangenen Stunden waren Straßen und Rasenflächen noch nass und überall hatten sich große Pfützen gebildet. Doch der Himmel klarte allmählich auf und der Wettermann auf CNN hatte einen schönen Tag für Boston vorausgesagt.

»Los, du Faulpelz, raus aus den Federn!« Energisch zog Susan an der Bettdecke, unter der nur Joshuas brauner Haarschopf zu sehen war. »Hey, aufstehen, habe ich gesagt.« Übermütig riss Susan die Decke weg und erstarrte.

Joshua lag zusammen gekauert und mit geschlossenen Augen, am ganzen Körper bebend, da.

Susan beugte sich zu ihm hinab und befühlte seine Stirn. Erschrocken zuckte sie zusammen. Seine Haut glühte. »Joshua?«, fragte sie heiser. »Kannst du mich hören?« Sie rüttelte ihn an der Schulter, doch er reagierte nicht. »Josh, wach auf!« Kalte Panik durchrieselte Susan, während sie auf ihren zitternden Sohn hinabblickte. »Ich hole Hilfe«, flüsterte sie. Dann rannte sie, so schnell sie konnte, aus dem Zimmer, griff sich das Telefon, und wählte den Notruf.